

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [8]

Artikel: Fluch und Segen [Schluss]
Autor: Gfeller, Simon
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-587593>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

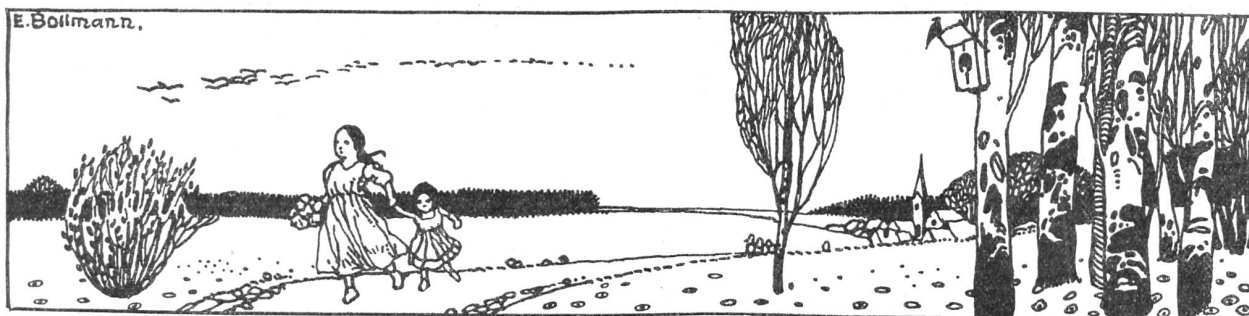
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 03.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE SCHWEIZ
18600

Emil Bollmann, Zürich.

Dem Frühling entgegen!

Fahrt im Aeroplan

Durch dünne Lüfte hingerissen,
Das Herz vor wildem Jubel matt,
So fliegen wir im Ungewissen
Hoch über Acker, Fluß und Stadt.

Die Erde weicht und sinkt entlegen
In kleine Nichtigkeit zurück,
Mit atemlosen Flügelschlägen
Erobern wir der Ferne Glück.

Und alle Nähe ist versunken,
Die Welt ward unabsehbar weit,
Wir fliehn erschreckt, doch heimlich trunken
Durch uferlose Einsamkeit...

Hermann Fesse, Bern.

Fluch und Segen.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eine Erzählung aus dem Emmental von Simon Gfeller, Egg bei Grünenmatt.

(Schluß).

Am andern Morgen früh stand Christine beim Brunnen und wusch irgend ein Geschirr. Der Vater war im Stalle mit Melken beschäftigt; die andern besorgten auf dem Felde das Eingrasen. Plötzlich stand Karl Glück neben ihr. Wo er gewesen, verriet sein Rock, an dem Tannennadeln und weiße Harzflecken klebten. Als Christine in sein Gesicht schaute, stieß sie einen Angstschrei aus. Karl sah aus wie ein Halbverrückter; das schwarze Haar hing ihm in zerzausten Büscheln wild um die Stirn, und die weit aufgerissenen Augenlider ließen das Weiße unheimlich hervortreten. Abwehrend streckte sie ihm ihre Hand entgegen und wollte in die Küche fliehen. Doch er packte sie rauh am Arm und hielt sie fest.

„Jetzt wartest noch einen Augenblick!“ Seine Stimme fuhr mühsam und freischend wie eine eingeklemmte Säge durch die Stimmrinne. „Wissen mußt du doch noch, was ich diese Nacht durchgemacht habe...“

„Es ist mir leid um dich; ich wollte dir nicht weh tun. Ich habe dir doch...“

„Warum hast du mich denn so schändlich hintergangen, mir gegenüber stets die Strenge, Sittsame gespielt und dich hinter meinem Rücken aufgeführt wie ein Schachenmensch! Du elendes, miserables Geschöpf! Fälscher als Galgenholz...“

„Laß mich los, oder ich schreie!“ Sie riß an

ihrem Arm; er hielt wie ein Schraubstock zusammen.

„So schrei doch! Es wissen ja alle, wie du mich zum Narren gehalten hast! Aber weißt, Christine, es soll dir vergolten werden. Wenn das wahr wird, was ich dir heute nacht angewünscht habe, dann erlebst du nicht manche glückliche Stunde mehr. Es gibt noch eine Vergeltung, verlaß dich drauf! Und wenn dich das Unglück geschlagen hat, selbiges Mal will ich dann lachen... lachen...“

„Was ist da los?“ fuhr Brand Jakob dazwischen und trat mit der Mistgabel in der Hand aus der Stalltüre. „Was hast du hier zu suchen? Was stößest du solch verwegene Frevelworte aus! Mich hast nie gefragt um die Christine, und ich hätt's nie zugegeben! Und darauf kommt's an...“

„Aber gewußt hast's und nicht dawidergeredet!“ feuchte Karl und spuckte verächtlich gegen Brand Jakob aus.

„Jetzt laß sie los und mach, daß du fortkommst, oder ich steck' dir die Mistgabel in den Ranzten, du Unflat!“ schrie dieser ergrimmt.

Da loderte es in Karls Augen grell auf. „Das ist mein Dank und Glückwunsch,“ hohnlachte er, spuckte Christinen ins totenblasse Gesicht, schleuderte ihren Arm weg und ging.

Wütend erhob Brand Jakob die Gabel zum Stoße. Aber Christine fiel ihm in den Arm und riß

die Gabel zur Seite: „Unglücks ist genug!“ stöhnte sie. Sie hatte Mühe, den Vater zu bändigen.

„Hättest ihm doch wenigstens die Faust aufs freche Maul gehauen!“ polterte er und vermochte sich noch lange nicht zu beruhigen. Christine erwiderte nichts, ging ins Haus und schloß sich ein. Am selben Tag mußten Kätheli und ich das Essen rüsten und tischen; sie kam nicht mehr zum Vorschein. Als Rudolf vernahm, was sich ereignet hatte, stieß er eine Zeile Flüche aus und ärgerte sich, weil man ihn nicht gerufen hatte. „Der Kerl soll mir nicht unter die Fäuste laufen, sonst mach ich ihn kalt!“

Von jenem Tage an hatte Christine den festen Boden unter den Füßen verloren. Vater und Bräutigam redeten ihr zu, sie solle sich die Schimpfworte und Verwünschungen nicht zu Herzen nehmen. Karl habe doch nun seine wahre Natur enthüllt und gezeigt, was für ein rachüchtiger und brutaler Mensch er sei. Gott danken und froh sein solle sie, daß sie von ihm los sei. Was das für eine Ehe gegeben hätte, mit einem solchen Zornnickel; geprügelt und mißhandelt hätte er sie, bevor ein Vierteljahr vergangen wäre. Rudolf versuchte auch, sie mit allerhand Spässen aufzubeitern, vermochte aber selten, ihr ein Lächeln abzulocken. Manchmal schaute sie ihn mit großen fragenden Augen seltsam an, als vermöge sie nicht zu begreifen, wie er lachen könne. Still und in sich gefehrt, ging sie ihren Geschäften nach. Eines Morgens bat sie den Vater, ob sie nicht ihr Bett in seiner Schlafstube aufschlagen dürfe. Er willfahrte ihr, schüttelte aber heimlich den Kopf. „Hab's gefürchtet, daß es ihr zu nahe gegangen sei,“ sagte er zu mir. „Du machst dir keine Vorstellung, wie sie dreingeseht und ausgesehen hat an jenem Morgen. Gut ist's, daß jetzt bald Hochzeit ist; nachher wird's schon wieder bessern!“

Als der Hochzeitsmorgen anbrach, war Christine eine blasse Braut. In ihrem Hochzeitsstaat sah sie zwar lieblich aus; aber aller frohe Uebermut war von ihr gewichen. Als Rudolf kam, um sie abzuholen, brach sie plötzlich in Tränen aus. „Nun mußt du mit einer zur Kirche, die man angepuckelt hat,“ sagte sie mit zuckenden Lippen. „Ach laß nun doch die dumme Geschichte sein, wie sie ist! Ich habe noch nie gesagt, daß du mir nicht recht seiest!“ stieß er ein wenig ärgerlich heraus. Da trocknete sie ihre Tränen und trat mit ihm über die Schwelle. Draußen harrete Brand Jakob mit dem gespannten Fuhrwerk. Als sie abfuhr, schauten ihnen Neugierige aus allen Fenstern nach und tauschten ihre Bemerkungen aus. Einige Dienstboten waren sogar bis zum Schulhaus gekommen, um besser sehen zu können, und Kied-Reeses alte Magd erläuterte ihnen den Fall.

„Habt ihr sie betrachtet?“ eiferte die Alte. „Schaut eine Glückliche etwa so aus? Mit deren ihrem Glück ist es nicht weit her. Sehet dann zu, wie es ihr geht! Verwünscht hat er sie, und das Pflaster zieht schon. Kein Zweifel, der Fluch wirkt schon jetzt. Wächt' nicht eine solche Last auf dem Buckel tragen, und wenn ich dafür eine reiche Bäue-

rin sein könnte. Denn man muß sagen: Sie ist selber schuld. Mit dem einen verprochen sein und deweilen einen andern anlocken und einziehen — auf eine solche Schlechtigkeit gehört sich was. Untreu bringt Reu, sagte meine Mutter immer, und mehr als eine Geschichte wußte sie darüber zu erzählen. Einer ließ eine im Stich, nachdem sie in Hoffnung war, und wollte sein Kind nicht anerkennen. Da wünschte sie ihm an, daß er dafür an seinen Kindern gestraft werde. Er verlachte ihre Verwünschung und heiratete eine andere. Die schenkte ihm zwei schöne Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, die ihm sehr lieb waren. Er hütete sie sorgsam, und sie gediehen und machten den Eltern große Freude. Das weilte sich so, bis die Kinder siebenjährig waren. Da gingen eines Sonntags Vater und Mutter in die Kirche. Den Fluch hatten sie längst vergessen und überließen die Kinder dem Dienstmädchen. Sie spielten vor dem Hause, und das Mädchen mußte das Mittagessen rüsten. Plötzlich gesellte sich zu den Kindern ein schwarzes Käzlein. Um den Hals hatte es ein Schnürlein, mit dessen Ende es spielte, als wollte es sagen: Komm, fang mich, jetzt erwischst du mich! Der Knabe wollte es fangen; aber allemal, wenn er nach dem Schnürlein griff, tappte er daneben, und das Käzlein lockte ihn weiter hinter das Haus. Zuletzt sprang es auf den Weidstock neben dem Weiher. Der Knabe holte ein Leiterchen, um ihm nachzusteigen; das Mädchen sah ihm zu. Das Käzlein lockte immer wieder und spielte das Schnürlein dem Knaben fast gar in die Hände. Plötzlich glitt das Leiterchen seitwärts ab, und das Knäblein fiel mit einem Schrei in den tiefen Weiher, um den der Vater einen hohen Zaun hatte machen lassen. Das Mädchen schrie um Hülfe; das Dienstmädchen rannte herbei, aber es wußte sich nicht zu helfen; der Zaun war ihm hinderlich. Es holte den Nachbar; der zerschlug den Zaun und zog das Knäblein heraus; aber es war schon längst gestorben. Als die Eltern heimkehrten, war es kalt und starr, und als sie hörten, wie das schwarze Käzlein gelockt hatte, wußte der Vater: Es kommt nicht von ungefähr; der Fluch hat sich erfüllt . . . Das hat mir die Mutter erzählt für eine teure, feste Wahrheit!“

Solcherlei Reden wurden um jene Zeit in mehr als einem Nachbarhause geführt, und es war nur gut, daß Christine nichts davon vernahm.

Bald nach der Verheiratung verlangte Rudolf, daß seine Frau zu ihm ziehe. Brand Jakob hätte Christine gerne noch behalten; denn Kätheli war der Haushaltung noch nicht mächtig, und es mußte eine Magd eingestellt werden. Auch Christine wäre nicht ungern noch einige Zeit zuhause geblieben; aber Rudolf setzte seinen Willen durch. Sie solle es schön haben bei ihm; er wolle ihr die Mücken schon aus dem Kopfe treiben, den ganzen Tag solle sie nicht aus dem Lachen herauskommen. So malte er ihr die Zukunft aus.

Als der Schreiner Christinen den notwendigen Hausrat beschafft hatte, fand der Umzug statt, und Rudolf bemühte sich, seine Vorsätze auszuführen. Morgens versteckte er Christinens Kleider, damit sie

lange im Bett bleiben müsse und ausschlafen könne. Bei Tische füllte er ihr immer noch auf den Teller, wenn sie längst satt war. Kaum hatte sie die Tasse halbleer getrunken, schenkte er ihr wieder ein. Wollte sie arbeiten, so nahm er ihr das Werkzeug weg; verlangte sie es wieder, so hielt er es in die Höhe, wie man einem Hündlein ein Stück Zucker in die Höhe hält. Sie sollte bitte! bitte! machen, ihm Küsse geben, sollte lachen und fröhlich sein um jeden Preis. Hatte sie die Milch auf dem Feuer, so versäumte er sie, lockte sie weg oder hielt sie fest, bis die Milch überkochte. Stand sie irgendwo vertieft und gab nicht acht, dann schlich er leise herzu, umfaßte sie und fand ihren Schreck komisch. Kein Tag verging, ohne daß er ihr diesen oder jenen kleinen Streich spielte. Christine verkannte seine gute Absicht, sie aufzuheitern, nicht. Und doch schien sie allemal aufzuatmen, wenn ihn seine Arbeit ganz in Anspruch nahm. Sie machte auch den Versuch, ihm bei der Arbeit an die Hand zu gehen, wünschte auch seine Arbeit von Grund aus kennen zu lernen; aber er gab ihr zum Spaß völlig verkehrte Auskunft oder Anleitung, oder er schickte sie weg; denn sie sollte es gut haben und nicht mit seiner Arbeit geplagt sein. Dieses Guthaben ging Christine nicht selten so nahe, daß sie weinte, und lieferte sie erst recht ihren trüben Gedanken aus. Dazu machte Christine auch anderweitig drückende Erfahrungen. Einmal, als ich, wie das häufig geschah, abends ein Weilchen in der Käshütte zubrachte, erzählte sie mir:

„Weißt du, wie es mir letzten Sonntag gegangen ist? Ich ging in die Kirche. Frühe, damit ich nicht mit den andern müsse, machte ich mich auf den Weg. Als ich in die Kirche kam, war sie noch fast leer. Ich setzte mich in eine Bank. Die Kirche füllte sich langsam. Hinter mir und vor mir besetzten sich die Bänke. Bekannte gingen an mir vorüber; keine Hand streckte sich mir entgegen; keine Freundin setzte sich neben mich. Als ob ich mit einer ansteckenden Krankheit behaftet wäre, hielten sie sich fern. Dazu hinter mir und vor mir ein Zischeln: ‚Das ist jetzt die . . .‘ ‚So, so, die ist es . . .‘ und Blicke, die mir das Blut in die Wangen trieben. Ich spürte sie, diese Blicke, ohne aufzusehen. Ich durfte ja die Augen nicht erheben. Starr blickte ich in mein Gesangbuch. Ich wollte ein Gebet lesen; aber die Worte hatten keinen Sinn, ich vermochte ihren Sinn nicht zu erfassen. Die Scham betäubte meinen Verstand. Ich wollte das Kirchenlied singen helfen. O wie gerne habe ich früher ein schönes Kirchenlied singen helfen — keinen Ton brachte ich heraus. Als der Pfarrer zu predigen anfang, schaute ich gradaus, immer nur auf ihn. So groß war meine Furcht, zudringlichen Blicken zu begegnen, die mich verdammten. O wie schön ist es, wenn man jedem frank und frei in die Augen schauen darf, wie schön, wenn man spürt: Die andern mögen dich leiden; sie schätzen dich, niemand sieht dir Böses, alle wollen dir wohl. Und wie schwer ist es, wenn man fühlen muß: Du bist verachtet; alles Schändliche und Böse trauen sie dir zu und meiden dich darum!“

Es war das erste Mal, daß sich Christine offen gegen mich aussprach. Ich suchte ihr zu beweisen, daß das in der Kirche nur ein böser Zufall gewesen sei. Aber vergeblich, meine Worte machten ihr keinen Eindruck. Sie wußte andere Beispiele anzuführen, hatte unglücklicherweise Gespräche belauscht, die sich auf sie bezogen und sie verurteilten; dagegen vermochte ich nicht aufzukommen.

Nun wurde mir auch erklärlich, warum sie sich so scheu vor allen Menschen zurückzog. Niemals blieb sie in der Käseküche, wenn die Milchträger kamen. Holte jemand Butter oder Käse, im Nu war sie verschwunden. Kam jemand durch die Straße, sie ließ den Wasserkessel im Stiche und flüchtete hinter die verbergende Türe. Rudolf lachte sie deswegen aus und verdeckte ihr Tun mit scherzhaften Entschuldigungen: Meine Frau hat einen Schranz im Kittel und darf sich nicht sehen lassen. Oder: Meine Frau muß erst noch eine saubere Schürze anlegen. Oder: Meine Frau muß noch schnell ein Küchenwappen abwaschen, und dergleichen mehr. Manchmal aber wurde er doch ärgerlich über sie. Sonntag nachmittags wollte er spazieren mit ihr. Anfangs ging sie mit, bat ihn aber, mit ihr wegab zu gehen in den Wald oder an den Moosbach hinaus. Das paßte ihm schlecht, er suchte Gesellschaft, wollte ihr die Menschenscheu abgewöhnen und brachte sie unter die Leute. Da bat sie ihn, allein zu gehen und sie daheim zu lassen.

Als der Winter kam und der erste Schnee fiel, schlug er ihr vor, eine Schlittensfahrt zu machen. Sie bat ihn inständig, ihr das zu ersparen. Darüber wurde er wütend und gab ihr böse Worte: Heulerin, Langweilerin und Steckkopf, bis sie weinte und eine halbe Nacht nicht aufhören konnte.

An den langen Winterabenden, wenn ich nicht für die Schule zu arbeiten hatte, ging ich öfters zu ihnen. Rudolf hatte mich dringend eingeladen, und Christine sah mich nicht ungern kommen, vor mir flüchtete sie sich nie. Wir saßen am Tische, Rudolf und ich, und vertrieben uns die Langeweile mit Damenbrett oder Mühlespiel. Christine, deren gesegneten Zustand nicht mehr zu verheimlichen war, beschäftigte sich mit einer Näherei oder klapperte mit ihren Stricknadeln. Ihr Gesicht war schmal geworden und zeigte einen müden krankhaften Ausdruck. An unserem Gespräche beteiligte sie sich selten. Wenn Rudolf wieder einmal den Witzbold herauskehrte und seine Spässe mit schallendem Gelächter begleitete, schauerte sie zusammen. So sehr sie sich Gewalt antat, den Mund zu einem Lächeln zu formen, die großen traurigen Augen strafte ihn Lügen. Wie oft hatte ich das Gefühl: Jetzt fängt sie an laut aufzuweinen, und ich sah wie auf einer Hechel. Einige Male, als es Rudolf auch gar zu bunt trieb mit Witzeln und leichtfertigem Reden, stand sie leise auf, tat, als ob sie etwas holen müsse, und entfernte sich. Ich gab mir redlich Mühe, etwa auch ein ernstes, anregendes Gespräch einzuleiten, und Christine ging dankbar darauf ein. Doch kaum waren wir im Zuge, fuhr Rudolf mit unpassenden Bemerkungen dazwischen und zog alles ins Lächer-

liche. Andern zuhören und bei einem Gesprächsgegenstand verharren, war nicht seine Sache. Lieber führte er selber das große Wort. Einmal hatte ich ein neues Buch mitgebracht und wollte daraus vorlesen. Christine freute sich sehr darauf. Aber schon nach wenigen Seiten mußte ich aufhören; das Vorlesen langweilte Rudolf so, daß er anfang zu gähnen und mutwillig Geräusch verursachte. Christinens feine Nasenflügel zitterten vor Ungeduld. „Kannst du nicht auch einmal fünf Minuten ruhig sein und dich benehmen wie ein verständiger Mensch?“ fragte sie ihn in gereiztem Tone. Damit hatte sie aber seine Eitelkeit zu schwer verletzt. Er nahm die Mühe vom Nagel, machte uns eine spöttische Verbeugung und sprach lächelnd: „Meine Herrschaften, ich empfehle mich Ihnen!“ Danach ging er ins Wirtshaus und kehrte erst nach Mitternacht wieder heim. Es mögen für Christine schlimme Stunden gewesen sein; denn sie war ihm trotz allem mit rührender Unterwürfigkeit ergeben. Ein unfreundliches Wort von ihm, ja schon ein unfreundlicher Ton oder eine saure Miene konnten sie zu Tränen reizen. Tränen aber waren ihm das Verhaßteste auf der Welt, und wenn sie anfang zu weinen, wurde er grob: „Wehr dich doch, schimpf mit mir, sag mir, was dir in den Mund kommt, nur heule nicht!“ schrie er sie an. „Wenn du heulst, ist mir immer, ich müsse über eine Wand hinauf krabbeln. Das halte der Teufel aus! Du hast nicht einen Funken Humor, sondern nur ganze Sümpfe voll Augenwasser!“ Auf solche gelegentliche Ausfälle hin härmte sie sich tage- und nächtelang bitterlich. Darüber lachte er sie wieder aus, titulierte sie Märchen oder Kriegsschiff oder sonstwie und wollte die barschen Worte durch Küsse auslöschen. Zufrieden, vergnügt, heiter sollte sie wieder sein; ob sie konnte, fragte er nicht lange.

Solange Rudolf seine Arbeit zu besorgen hatte, war es noch leidlicher gegangen; aber mit dem Wintermonat hatte das Käsen für eine Zeit lang aufgehört. Nun hatte er wenig zu tun, saß die halbe Zeit in der Stube und langweilte sich sträflich. Er hatte gehofft, bei seiner Frau Zeitvertreib und Kurzweil zu finden, und sah sich getäuscht. Nichts machte sie unglücklicher, als wenn er sie als Spielkätzchen behandeln wollte. Jetzt, wo das Beste an ihm, seine Arbeitskraft und Berufstüchtigkeit, brach lag, mochte sie es erst nicht leiden. Ich vermute, daß es zu jener Zeit unter ihnen zu stürmischen Ausritten gekommen ist. Wenigstens lief Rudolf auffallend häufig ins Wirtshaus und kam meist spät und angetrunken heim. Hin und wieder kam er auch einmal zu mir ins Schulhaus. Ich kann aber nicht sagen, daß mir seine Gesellschaft besonderes Vergnügen bereitet hätte. Ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen, äußerte er sich über Christine so abschätzig und wegwerfend, daß es mir weh tat. „Bist ein Glückspilz, Schulmeister, daß du sie nicht gekriegt hast! Bist ihr ja auch vors Gärtlein gelaufen und um den Zaun gestrichen; meinst, ich hätte es nicht gemerkt? Jetzt kannst lachen, weil ein anderer in die Patzche geraten ist. Ich wollte, du müßtest auch mal ein paar

Wochen neben einem solchen Jammerlappen leben, dem es nie zu treffen ist. Würdest dann deine Heiligen auch erfahren!“ Ich verwies ihm diese schmählische Rede, wollte ihn auf seine Fehler aufmerksam machen; was half's? Wer will einen Menschen bekehren, der so felsenfest von seiner Vortrefflichkeit überzeugt ist! Statt auf mich zu hören ging er zum Brand Vater und klagte ihm, wie schon mehrmals, die Ohren voll. Brand Jakob suchte ihn zu beschwichtigen und schob die Schuld auf Christinens Zustand. „Meine Selige hatte, als sie mit Christine ging, auch ihre Seltsamkeiten. Einmal mußte ich mitten in der Nacht aufstehen und ihr unreife Aepfel vom Baum herunterschlagen, weil sie ein unbezähmbares Gelüsten darnach empfand. Und reizbar und empfindlich werden sie fast alle. Unsereins kann sich halt gar nicht vorstellen, wie ihnen zumute ist. Immerhin will ich mit der Christine reden.“ Und er redete mit ihr, schonend, vorsichtig und erreichte soviel, daß sie sich wieder ein paar Tage härmte und das Gefühl hatte, sie habe ihr Vaterhaus verloren, das ihr bisher in schweren Stunden manchmal noch Trost und Zuflucht geboten hatte. Das war der ganze Gewinn der väterlichen Vermittlung.

Weihnachten stand vor der Tür. Rudolf sei für einige Tage nach Bern gereist, um seine Halbschwester, die dort als Krankenpflegerin und Vorgängerin lebe, zu besuchen und mit ihr Rücksprache zu nehmen, ob sie dann seinerzeit auch Christine ihren Beistand leihen wolle. Kätheli brachte mir diese Kunde und lud mich ein, am Abend in die Käshütte zu kommen und ein Buch mitzubringen. Ich ging und fand beide Schwestern dort; Kätheli war gekommen, um das Haus hüten zu helfen und bei der Schwester zu schlafen, damit sie sich nicht fürchte. Ich hatte mir einige Gedichte ausgesucht und las sie ihnen vor; hernach plauderten wir. Christine hatte ein Kinderschöplein fertig gestrickt.

„Nun noch ein hübsches Spizlein dran!“ sagte ich.

Sie schüttelte ernst den Kopf.

„Aha,“ fügte ich bei, „man muß zuerst wissen, ob Bub oder Mädchen; denn für einen Knaben paßt nur eine rote, für ein Mädchen dagegen eine blaue Borte!“

„Nein, man muß zuerst wissen, ob das Kind gesund zur Welt kommt und einen freut. Mir steht es nicht an, Hochmut zu nähren und Hoffart zu treiben!“

„Nur nicht immer trübe Gedanken!“

„Ach was hilft es, sich dagegen zu wehren; das Verhängnis nimmt doch seinen Lauf!“

Sie spähte durch die dunkeln Fensterscheiben und horchte, ob nicht jemand komme. Nach einer Weile bat sie: „Lies uns noch etwas, es hat mir wohlgetan!“ Und als ich nach Hause wollte, dankte sie mir und sagte: „Es war ein friedliches Beisammensein!“

„Ach,“ dachte ich, „wenn ich dir nur helfen könnte!“

Nach drei Tagen war Rudolf noch immer nicht zurück und Christine in großer Unruhe, die sich steigerte, als er auch am vierten und fünften nicht kam.



Ernst Kreidolf, (Tägermeilen) München.

Hochzeitsreise.
Steinzeichnung.

Am sechsten endlich eine Nachricht — aber leider ein Unglücksbrief! Ich habe das Schriftstück selber in den Händen gehalten und erinnere mich noch gut, wie es anfing: „Liebe Christine! Ich kehre vorderhand nicht mehr zurück. Ich halte es einfach nicht mehr aus bei dir. Ich reise nach Amerika...“

Ich... Ich... Ich... So klang der Grundton des Briefes. Erst am Schlusse fand sich etwas für Christine Günstiges: An Geld sollte es ihr nicht fehlen; ein Kassenbüchlein für sie liege bei Rudolfs Halbschwester und diese sei gerne bereit, ihr in der schweren Stunde beizustehen.

Ich war nicht dabei, als Christine diese Hiobsbotschaft empfing, aber nach allem, was ich hörte, muß es sie bis ins Mark hinein getroffen haben. Zu Gesichte bekam ich sie erst nach mehreren Tagen wieder, und ich vergesse nie, wie sie vor mir schamhaft errötete, als hätte sie ein Verbrechen begangen. Im übrigen hatte sie sich schon ein wenig gefaßt und trug ihr Schicksal mit einer gewissen stumpfen Ergebung ins Unvermeidliche. Da ein anderer Kaiser gewählt werden mußte, räumte sie die Käshütte und kehrte mit ihren Habseligkeiten ins Vaterhaus zurück.

Am meisten regte mich auf, daß ihr der Vater trotz ihrem Elend noch Vorwürfe machte. „Du hattest einen braven und tüchtigen Mann, warum hast du ihm mit deinen ewigen Tränen das Leben derart versalzen, daß er es nimmer bei dir aushielt? Meiner Lebtag habe ich niemanden so unverständlich sein Glück mit Füßen treten sehen!“ rätzionierte er unmutig.

„Du vergiffest, Vater, was auf mir lastet! Du kannst es nicht begreifen, niemand kann es. Alle Tage denken müssen: Ein Mensch lebt, der dich haßt. Wenn du stürzest und ein Bein brichst, es freut ihn! Wenn du krank und elend wirst, er hohnlacht! Und dir sagen müssen: Ich bin selbst schuld; ich habe schlecht gehandelt, mir geschieht nach Verdienst! Du weißt nicht, wie schrecklich es ist, wenn einem nachts einer mit feurigen Augen vor dem Bette steht: Verflucht sollst du sein, keine glückliche Stunde mehr haben! Wo soll man denn das Lachen hernehmen, wenn

einem so zumute ist?“ So verteidigte sie sich, und Brand Jakob stieß als einzige Erwiderung einen schweren Seufzer aus.

Ein so trübes Neujahr hatte man in seinem Hause nie mehr gefeiert, seit die Mutter gestorben war. Je näher Christinens schwere Stunde rückte, desto banger wurde ihr. Bei ihr stand fest, daß das schwerste Unglück ihr noch bevorstehe. Das Schicksal ihrer Mutter stand ihr vor Augen; Sorge um ihr Kind drückte sie, und das Verlassensein beelendete sie. Auch Rudolfs Halbschwester, die Ende Februar in Moosried eintraf und sich ihrer mit großer Freundlichkeit annahm, vermochte sie nicht zu trösten. Wie

oft predigte Schwester Marie: „Ach du liebe, gute Seele, warum quälst du dich so! Tausende und Abertausende in der großen Welt haben gefehlt wie du, sind verwünscht worden wie du und ließen sich deswegen nicht den kleinen Finger wehtun, sondern lebten getroßt weiter!“ Aber ihre Worte blieben leerer Schall; ja ihr selbst wollte zuweilen die frohe Zuversicht schwinden.

Einige Tage später war die Stunde da. Christine blieb standhaft über Erwarten, und alles ging gut vorüber. Als man ihr das Kindlein in die Arme legte, war ihre erste zitternde Frage: Ist es, wie es sein soll? „Ein Prachtsbub ist's!“ sagte Schwester Marie. Jetzt wagte die junge Mutter erst, einen Blick nach ihm zu tun. Neuglein, Dehrlein, Mündlein, alles, was sie mit

diesem Blicke zu umfassen vermochte, alles war am rechten Ort. Den ordentlich drallen Aermlein und Händlein fehlte kein Fingerlein, nicht einmal ein Nägelein. Kein Entenfüßlein verunstaltete die emporgezogenen Beinchen; die Zehlein waren wohlgebildet und richtig gegliedert. Kein Rainszeichen entstellte das zarte Gesicht, kein flammend Muttermal, keine Hasenscharte, kein Leberflecklein! Wohl schimmerte die Haut ein bißchen gelblich und stellenweise rötlich, aber sie war lauter und klar. Ueber das Köpflein breitete sich ein leiser Hauch von seidenen, flaumweichen Flachshärchen, ruhig und regelmäßig hob und senkte sich die rosige Haut über der Scheitelsnaht, daß man jeden Atemzug



Albert Weiff (1862–1912).

Die Alten. Radierung.

zählen konnte. „Nicht überanstrengen! Haupt ablegen! Ruhig sein!“ gebot die Vorgängerin, und Christine gehorchte mit einem Seufzer unendlicher Erleichterung. Während der Kleine gewaschen wurde, gab er Zeugnisse einer gesunden Lunge und kräftigen Stimme von sich. Und als er nach einiger Zeit an Christinens Brust gelegt erwarnte und sich nach einigen mißglückten Versuchen schmerzhaft labte, da erwarnte auch ihr Herz und erblühte in neuen wunderbaren Gefühlen. Wie befangen in einem glückseligen Traume, richtete sie unbeschreibliche Blicke nach oben, und wie stille Verklärung legte es sich über ihr demütiges Antlitz. Ein goldner Morgen-sonnenstrahl drang durch die Vorhänge und umkostete Mutter und Kind mit mildem lichtem Scheine.

In der folgenden Woche schrieb Schwester Marie einen langen Brief nach Amerika. Auch sie war über Rudolfs feiges Ausreißen bestürzt gewesen und hatte es mißbilligt von Anfang an. Jetzt, nachdem sie die Verlassene kennen und lieben gelernt hatte, zürnte sie ihm noch viel mehr. Sie vermochte wohl nachzufühlen, wie schwer Christine unter der Trennung litt. Darum säumte sie nicht, den leichtfertigen Durchbrenner an seine Gatten- und Vaterpflicht zu mahnen, und mag ihm wohl tüchtig eingeheizt haben. Ihr teilnehmendes Wesen war für Christinens Seelenzustand die beste Arznei. Leider konnte ihr Aufenthalt in Moosried nur von kurzer Dauer sein. An einem Freitag trugen wir das Kindlein zur Taufe. Schwester Marie, Christinens ältester Bruder und ich vertraten Patenstelle. Nach der stillen Feier kehrte Marie wieder in die Stadt zurück. Beim Abschied legte sie der weinenden Christine den kleinen Jakobli in die Arme und sagte: „Das soll nun dein Tröster sein! Wem der Himmel ein solches Geschenk verleiht, dem zürnt er nicht!“

Ja, das Kind! Wie schwach und hilflos ist solch ein Kind! Und doch gelingen ihm Siege, die keine Großmacht zu erfechten vermöchte! Was die Großen mit ihrer Kraft nicht zu bewältigen vermögen, schiebt eine Kinderhand beiseite; wo die vielgerühmte Klugheit der Großen kläglich versagt, bringt ein Kinderlächeln Licht und Klarheit. Der Unschuldsblick ihres Kindes wurde Christine zum Born, aus dem sie immer neuen Lebensmut trank, wenn die dunkeln Gefühle sie überschatten wollten. Gelang es dem Trübsinn auch, sich für einen Tag bei ihr einzunisten, abends scheuchte ihn das Kind sicher wieder weg. Wie hätte die Mutter düster dreinzuschauen vermögen, wenn es in seinem Decklein unter der Lampe auf dem Tische lag, mit seinen runden Beinchen wob und strampelte und aus voller Herzenslust das herrliche Lampensternlein anfrähte! Wie hätte sie ohne Dankgefühl einzuschlafen vermögen, wenn der kleine süße Kerl so weich und warm an ihrer Brust ruhte!

Zu Beängstigungen war freilich auch Grund vorhanden. Von Rudolf war immer noch keine Nachricht eingetroffen; auch Schwester Marie hatte keine mehr erhalten. Und doch hatte er ihr in seinem ersten Briefe versprochen, fleißig zu schreiben, und durchblicken lassen, daß er nicht ab-

geneigt sei, später wieder heimzukehren, wenn es Christinen gelinge, sich von ihrer Tränenucht zu befreien. Nun war das Büblein schon halbjährig und vom Vater jede Spur verloren gegangen. Niemand wußte, was man von ihm denken sollte; an allerhand Mutmaßungen fehlte es nicht.

Nach einiger Zeit kam des Rätsels Lösung endlich an den Tag. Rudolf hatte Stelle gewechselt, und ehe er die neue Adresse seiner Schwester mitgeteilt hatte, war ihm ein schweres Unglück zugestoßen. In einer Schlägerei war er übel zugerichtet und mit Messerstichen traktiert worden. Mehrere Monate hatte er im Spital zubringen müssen, und als er es endlich verlassen konnte, trug er bleibende Nachteile davon. Er schrieb, daß er seinen Beruf nie mehr werde ausüben können, und aus jeder Zeile seines Briefes sprach tiefe Niedergeschlagenheit und Reue. Dem lustigen Finken war das Pfeifen für einstweilen vergangen. . .

Sobald es Rudolfs Gesundheit erlaubte und sich Gelegenheit zur Ueberfahrt bot, trat er die Heimreise an und fand vorläufig Unterkunft bei seiner Schwester in Bern. Nach Moosried zurückzukehren schämte er sich und bestürmte Christine in Briefen, mit dem Knäblein zu ihm zu kommen. Dessen weigerte sie sich jedoch standhaft, obschon es sie einen schweren innern Kampf kostete. Sie war entschlossen, sich in Zukunft nicht mehr als bloßes Spielzeug hin- und herschieben zu lassen, sondern wollte als Frau respektiert sein. Darum schrieb sie ihm, die Entfernung von Bern nach Moosried sei nicht größer als von Moosried nach Bern, und wenn ihm an der Wiedervereinigung ernstlich gelegen sei, wisse er wohl, wo sie wohne. Das mag ihn wohl erbittert haben; er machte ihr leidenschaftliche Vorwürfe, hielt ihr Kälte und Herzlosigkeit vor und ließ nachher eine Weile nichts von sich hören. Als er aber sah, daß sie fest blieb, bequemt er sich, ihr den Willen zu erfüllen.

Eines Abends traf er unvermutet in Moosried ein, hielt sich aber vor den Leuten verborgen und reiste zwei Tage später bei Nacht und Nebel wieder weg. Die Ausöhnung muß wohl eine vollkommene gewesen sein; Christinens liebe gute Augen bekamen wieder ihren alten Glanz, und wenn das Kind unartig war, hieß es von Stund an: „Bubi, lieb sein, was wird sonst Vater sagen, wenn wir zu ihm kommen und du so zwängst!“

Einige Wochen später siedelte sie nach Bern über. Es war Rudolf gelungen, einen kleinen Laden zu kaufen und eine Milch-, Käse- und Butterhandlung einzurichten. Mit dem Gelde mußten sie sich freilich etwas hinziehen, das Amerikaabenteuer hatte in Rudolfs Vermögen eine erhebliche Lücke gerissen. Dafür war er ein gut Stück ernster, gefestigter und verständiger geworden, sodaß das Lehrgeld nicht umsonst ausgeworfen war. Christine hatte sich über ihr Los nicht zu beklagen. Wenn ich meinem Götlibuben das Gutjahr brachte, fand ich die ganze Familie in einer Ordnung vor, wie es sich gehört. Die Kinderzahl wuchs nach und nach auf vier an, und nach wenigen Jahren mußte

Rudolf sein Geschäft durch Anbau vergrößern. Ein reger Erwerbsgeist war über ihn gekommen, es drängte ihn, zuzugreifen mit beiden Händen von früh bis spät; er mußte es aber mit einer bewenden lassen, denn der rechte Arm hing ihm steif und kraftlos an der Seite. Sein rechter Arm war Christine; du hättest sie sehen sollen, wie gewandt und energisch sie überall anpackte, wie verständig sie in allem Bescheid wußte und wie frisch und blühend sie dabei aussah. Ja, wenn einer so eine Frau hat, ist es keine Kunst für ihn, vorwärtszukommen ...“

Der alte Schulmeister war müde geworden, sein Redebrünnlein am Versiegen. Sinnend schaute er vor sich hin; das Bild der lieben Jugendgefährtin mochte wohl vor seinem geistigen Auge stehen.

„Und was ist aus jenem Karl Glück geworden?“ fragte ich nach einer Weile.

„Richtig, das habe ich ganz vergessen! Als Rudolf nach Amerika durchgebrannt und Christine eine arme Verlassene war, zeigte Karl ohne Hehl,

wie sehr er ihr dies Unglück gönnen möge. Seine unbezähmbare Rachsucht und Schadenfreude brachte ihn aber doch schließlich bei den Leuten in Unglanz. Als er eifrig eine Frau suchte, fand er an allen bessern Orten verschlossene Türen. Zwei Jahre später heiratete er eine begüterte Witwe, die aber nicht am besten beleumdet war und um ihrer scharfen Zunge willen gemieden wurde. Seine Ehe brachte ihm wenig glückliche Stunden. Der Fluch, den er über Christine ausgesprochen, fiel auf sein eigenes Haupt zurück. Denn es steht geschrieben: Segnet, und fluchet nicht!“

Der Alte stand auf, ergriff das Bildnis der Christine, das immer noch auf dem Tische lag, betrachtete es eine Weile und verschloß es sorgfältig in sein Schreibpult. Ich dankte ihm herzlich für den schönen Halbtage, den er mir bereitet hatte, stopfte mir noch eine Pfeife und nahm bald darauf mit einem warmen Händedruck von ihm Abschied.

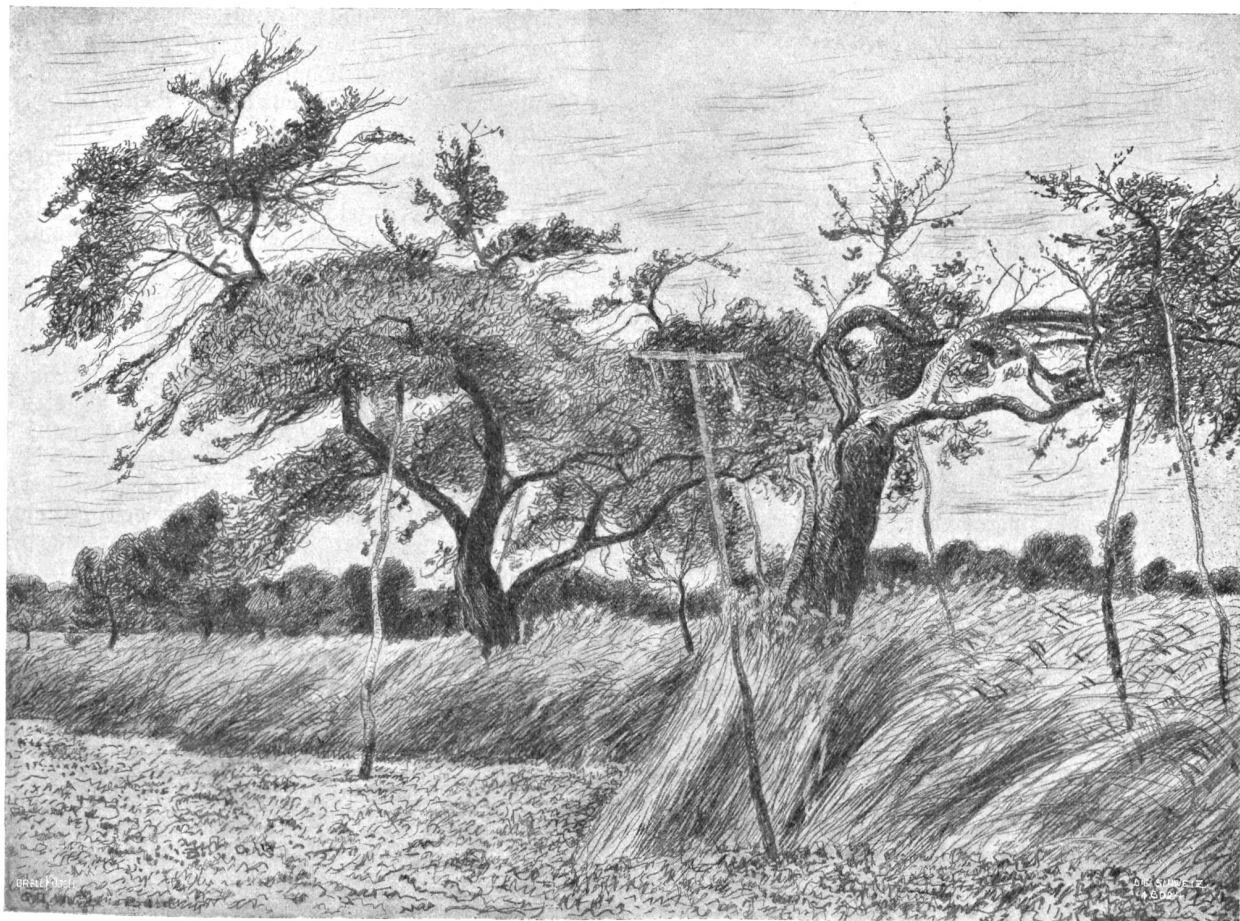
Als ich ihn wieder sah, hatten sie ihn in den Sarg gebettet ...

Eine Mappe Schweizerischer Graphik.

Mit zwei Kunstbeilagen und sechs Reproduktionen im Text.

Bei der fortgeschrittenen Internationalisierung des geistigen Lebens ist es selbst in der Kunst schwer geworden, nationale Unterschiede festzustellen oder zu

bestimmen. Der Schweizer hat indes eine so ausgeprägte Physiognomie, daß er sich auch in der Kunst selten verleugnet, trotz allen vom Ausland empfangenen



Carl Theodor Meyer-Baier, München.

Alte Obsthäuser. Radierung.